

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

151 (3.7.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 49

erreichen, scheinet man aus ihrem Leben alles aus, was diese Bestimmung beeinträchtigen könnte. Dazu gehört selbst . . . der Mutterberuf der Frau. Von dem Augenblick an wo die Frau durch die ökonomischen Verhältnisse prinzipiell zum Genußinstrument erhoben wird, schränkt sich die Neigung zum Mutterberuf von selbst ein. Denn Kindergebären raubt die Frau der Gesellschaft, zerstört die Festtätigkeit für lange, und beeinträchtigt vor allem die körperliche Schönheit. Also rückt dieser Teil des Ehezwecks in die zweite Reihe und wird schließlich zum notwendigen Uebel degradiert. Die ideologische Ausstrahlung davon, wie sie in der Klassenanschauung zum Ausdruck kommt, ist, daß das persönliche Stillen des Kindes allmählich als „unanständig“ gilt, und in noch größerem Grade eine häufige Schwangerschaft. . . . Analog formen sich alle anderen Anschauungen, gemäß dem anderen geschlechtlichen Gebaren. Der Ehebruch verliert seine soziale Gefahr. Denn die Frau, die in erster Linie Genußinstrument ist und in der Liebe nur die delikatesten Formen des Genußes sieht, erfüllt die Gesetze der Natur nicht in taumelnder Trunkenheit, sondern als Künstlerin, die auch beim gewagtesten Spiel die Spielregeln nicht vergißt, die alles gestatten und nur die Folgen ausschließen, die an das Spiel die Last knüpfen. Weil der Ehebruch aber seine soziale Gefahr verliert, hört er auf, die größte Sünde zu sein. . . . (Vd. 1, S. 56.)

Die Unterschiede in den Moralananschauungen verschiedener Klassen sind aber auch das Mittel gewesen, die Macht der jeweils herrschenden Klasse zu befestigen. Diese hat sich stets eine besondere Moral als Zeichen ihrer bevorrechteten Stellung im Staate und in der Gesellschaft zugelegt. Sie tat das, um sich damit bei den übrigen Volksgenossen gewissermaßen den Anschein besonders hoch stehender Menschen zu geben, denen daher auch besondere Vorrechte, vor allem die Herrschaft im Staate zukomme. Ihre besondere Moral ist also wiederum „das aus ihrer historischen Stellung als herrschende Klasse resultierende spezielle gesellschaftliche Bedürfnis“. . . . Das spezielle geschlechtliche Gebaren und die entsprechenden sittlichen Sanktionen einer Klasse sind immer eins der wichtigsten Klassenunterscheidungsmitel gewesen. Während aber eine herrschende Klasse für sich alles das als erlaubt und damit als sittlich erklärt, was ihren speziellen Lebensbedürfnissen, ihren Genußmöglichkeiten, die ihnen der Besitz garantiert, adäquat ist, erklärt sie damit zu gleicher Zeit ganz daselbe bei den von ihr beherrschten Klassen als unerlaubt und somit als unsittlich. Außerdem erklärt sie alles das als unsittlich, was ihre Herrschaft schwächern oder gar in Gefahr bringen könnte. . . . Dem Bauern, Handwerker, Gesellen galt in der Tat, wie historisch an hundert Beispielen nachweisbar ist, immer alles das als unsittlich und unerlaubt, wodurch die Klassenunterscheidung verwischt wurde. Ein solches Tun wurde mitunter direkt zum Verbrechen an der Sittlichkeit gestempelt, wenn es die Macht der herrschenden Klasse gefährdete. . . . Als in den Handwerken das Kleinbürgertum im 16. Jahrhundert zu einem immer ausgeprägteren Klassenbewußtsein gelangte und die öffentlichen Badestuben, wo man sich entsprechend der großen Rolle, die das Babelben zu jener Zeit im Leben spielte, sowieso tagaus, tagein traf, dadurch ganz von selbst zu den Mittelpunkt der Opposition gegen ein unliebsam empfundenen Adels- oder Patrizierregiment wurden — in demselben Augenblick proklamierten die in ihrer Herrschaftsübung bekämpften und bedrohten Geschlechter das öffentliche Baden als der Sittlichkeit widersprechend und verboten es, wo sie die Macht dazu hatten. Dies der zweite Faktor (siehe oben) der neben der Sphäris der früheren Herrlichkeit des Badehauslebens im 16. Jahrhundert ein Ende bereitete! . . .

Genug der Beispiele, die aus aber tausenden herausgegriffen worden sind. Fuchs hat sie in den einzelnen Kapiteln seines Werkes durch ein außerordentlich reichhaltiges Tatsachenmaterial, zeitgenössische Flugblätter, Dichtungen, Pamphlete, Sittenmandate, Kleiderordnungen, Darstellungen der bildenden Kunst usw. — aufs eingehendste illustriert. Seine Sittengeschichte ist das erste Werk, welches die Geschichte der geschlechtlichen Moral vom Mittel-

alter bis in unsere Zeit im Zusammenhange darstellt. Es ist aber zugleich auch ein Fundament geworden, auf dem die sittengeschichtliche Forschung getroßt und mit Erfolg weiter bauen kann, um spezielle Fragen aus dem Gebiet der geschlechtlichen Moral zu untersuchen und aufzuhellen. Sie hat sich oben immer nur der Tatsache — die Fuchs in seiner Sittengeschichte immerfort kraß herausstellt — zu erinnern, daß zur Erkenntnis und richtigen Würdigung der Moralananschauungen unbedingt notwendig ist die genaueste Untersuchung des wirtschaftlichen Milieus, das sie in ihrer Besonderheiten gebar. Dies in seiner Sittengeschichte bewiesen zu haben, ist das große Verdienst von Eduard Fuchs — deshalb gehört sein Werk auch zu den Glanzleistungen der materialistischen Geschichtsschreibung, deshalb möchten wir den Arbeiterbibliotheken auch die Anschaffung der Sittengeschichte empfehlen, so kostspielig sie auch ist!

Des Weibes Klage.

Ich klage Euch an, die Ihr den Trank bereitet,
Der Gift enthaltend mir mein Glück geraubt. —
Ich klage Euch an, die Ihr das Gift verbreitet,
Das Alles hat zerstört, daran ich einst geglaubt. —
Ich klage Euch an, die Ihr ihn habt bereitet
Mit Eurem Trunk in Ehren und in Zucht,
Euch alle klage ich an, die Ihr so sicher schreitet
Und in dem mäßigen Glas noch Freude sucht —
Viel schönere Freuden gibts auf Erden noch,
Versucht es einmal, seit enthaltam doch. —
Werft fort den Becher, der in unseren Händen
So viele — viele bringt in Schmach und Schanden! —
Und rühet Euch nicht, was aber taufend sinnen —
Seid stumm und taub Ihr auf mein Schreien und Bitten
Dann klage ich weiter nicht, — dann — seid verflucht!

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Von der Gleichheit, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns toeben Nr. 20 des 24. Jahrgangs zugegangen.

Die Gleichheit erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Postgebühren 56 Pfg.; unter Kreuzband 66 Pfg. Jahresabonnement 2,60 Mk.

Fachblatt der Holzarbeiter, Heft 6 des 9. Jahrgangs, Juni 1914. Herausgegeben vom Deutschen Holzarbeiterverband in Berlin.

Das vorliegende Heft läßt einen Großindustriellen über die Frage der Betriebsorganisation zu Worte kommen und gewinnt dadurch auch für die Fernerstehenden an Interesse. Es ist der Direktor Schmidt der bekannten Deutschen Werkstätten in Hellerau, der hier seine Erfahrungen kund gibt und bei aller Wahrung seiner Unternehmerstellung recht Beherrigenswertes sagt, dessen Durchführung wohl in den meisten Betrieben einen erheblichen Fortschritt bedeuten würde. Das Heft enthält außerdem noch Beiträge über die Verbannung des Golzes, den Bau des Billards und das Anschlagen der Jalouzier u. a. m.

Das Fachblatt für Holzarbeiter erscheint am 15. jedes Monats und ist gegen 1,20 Mk. pro Vierteljahr von allen Postanstalten, Buchhandlungen sowie direkt von der Expedition, Berlin S. O. 16, Am Köllnischen Park 2, zu beziehen.

Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernbard). Inhalt vom 26. Heft des 11. Jahrgangs: Barreseren. — Außenreflexe. Von Alfred Dambitsch-Berlin. — Revue der Presse: Die Pfaffen- und Bankendepositenbanken der Welt. — Millionenwerte im Briefmarkenhandel. — Kalialtzlager in Katalonien. — Die Schiedsgerichts-klausel der Mäntelkonvention. — Standard Petroleum Exploration-Comp. Ltd. — Serrenkonfektion. — Aus den Wärfenjälen. — Wie lege ich mein Kapital an? — Stückginsin und Report. — Orenstein u. Koppel. — Herr Dr. Brandt. — Hansabund und Dankerbund. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Justus. — Plutus-Merktafel. — Neue Literatur. — Generalversammlung. — Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus-Verlag 4,50 Mk. Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag, Berlin W. 62, Kleiststr. 21.)

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 49.

Karlsruhe, Freitag den 3. Juli 1914.

34. Jahrgang.

Dingelstedt.

Zu seinem 100. Geburtstag am 30. Juni.

Wir kennen Franz Dingelstedt als den politischen Dichter, als den Dichter der berühmten „Nieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, die zu den besten politischen Dichtungen aus Deutschlands vormärzlicher Zeit gehören und die noch heute albekannt sind, mehr als all die andern Werke Dingelstedts. In ihnen spricht sich der Born aus über die Sittenlosigkeit und Ueppigkeit der Reichen und ihre maßlose Unterdrückungssucht; sie richten sich gegen die Fürsten, die einstweilen nur im Traume von der Angst gepackt werden. Nichts wird in den Nachtwächterliedern geschont. Phariseer und Hurratrioten werden übel mitgenommen. Gelobt werden Goethe, Anastasius Grün und Nikolaus Leben. Die Revolution wird angefeindet, aber mehr noch spricht die Sehnsucht nach einem geeinten Deutschland aus ihnen.

Diese „Nieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ erschienen 1842. Dingelstedt war vor dem schon wegen einer andern Dichtung nach Fulda strafversetzt worden. Das Gedicht galt dem heftigen Abgeordneten Sylvester Jordan, ein geborener Tiroler, der manhaft für die Verfassung eingetreten, von seinen Wählern in Marburg im Triumphzuge empfangen, von den Nachthabern gefangen gefesselt wurde. Aber das Vieh klingt nicht aus in dem Rufe nach Recht, es ist nicht ein einziger Schrei tiefster Entrüstung, es ist von einem mitteilsvollen Herzen eingegeben, es ist eine Bitte um Gnade. Schon hier sagen wir, daß das Verlangen und Sehnen Dingelstedts sich mit dem anderer politischer Dichter nicht beegnete. Georg Herwegh nennt es in seinen „Gedichten eines Lebendigen“, die gleich zündenden Aufrufen das Volk paden, ein „grollend rührendes Lied von unerer Schande“.

Dingelstedts politische Nieder, so sehr sie die mancher anderer Dichter an Schönheit und natürlicher Ironie überreffen, sind keinesfalls als Ausfluß gestifteter, abgekürzter Ueberzeugung anzusehen. Sie zeigen nicht die kampflustige Kühnheit, wie sie uns aus den Schriften eines Ludwig Börne entgegentritt, wo jedes Wort wie ein Sieb ist, es sind keine frohigen Aufforderungen, wie die Gedichte eines Herwegh. Sie entspringen mehr dem Gasse gegen das Gland der Kleinbaterie, gegen die engen Verhältnisse, in denen sich für den zweifellos großen Geist eines Dingelstedt keine Betätigung fand. Auf dem literarischen Deutschland lastete ein ungeheurer Druck der machthabenden Gewalten. Die Schriftsteller waren verhaft und wurden verfolgt, schikaniert und überwacht; ihre Werke, wie überhaupt alle Druckfachen, unterlagen einer überaus strengen Zensur, die sich oftmals durch das Verbot der einfältigsten Dinge lächerlich machte. Die Schriftsteller nahmen Zuflucht zu dem verhüllten, vertrockneten Stil — Börne war ein Meister darin — griffen irgend eine geschichtliche Figur auf, um durch diese unter der harmlosesten Maske alles das zu sagen, was offen dem Verbot zum Opfer gefallen wäre. Die Zensur wurde genasführt. Was das Publikum verstand und mit Begehen verschlang, blieb dem Zensor in seiner Weisheit verborgen.

Dingelstedt wandte sich nach Paris, wohin es damals alle Dichter des „Jungen Deutschland“ zog. Er trat in Verbindung mit Herwegh und auch Heine, aber Dingelstedt entwickelt sich immer mehr nach seiner Veranlagung: er wurde zum eiteln Weltmann. Ein Freund, der ihn aus Deutschland besucht, ist entsetzt, denn er findet, der Dichter ist stolzer auf seinen tadellosen Frack, als auf seine Gedichte. Er sieht, daß Dingelstedt seine schöne und bedeutende Lebensaufgabe einsehen könnte gegen eine glänzende Laufbahn, die den Dichter zurücktreten läßt. Dingelstedt hatte schon früher gesagt, was sein Sehnen ist: „Ein paar

Jahre Reisen, ein Jahr Studien, eine glückliche Liebe und ein freies, faules Leben — hänge mich auf, wenn ich dann nicht meinem Namen ein Stück löschpapierner Unsterblichkeit erkämpfe.“ Oder deutlicher in Anlehnung an ein Gedicht von Herwegh:

Ein Chaischen, ein Divreechen drauf,
Und fährt's auch mit Fiakerberden —
Bruder! die Seele geht mir auf;
Ich muß Geheimer Hofrat werden.

Der Titel sollte nicht lange warten lassen. Der König von Württemberg beruft den jungen Dichter nach Stuttgart, fragt ihn aus über seine Lebensgeschichte, und sein politisches Glaubensbekenntnis, und er nennt ihn zum Bibliothekar und gibt ihm den Hofrat. Dieser Sprung entsetzte nicht geringe Angriffe. Heinrich Heine, der 1841 dem Dichter Dingelstedt eine große Zukunft prophezeit, hatte ihn in Paris noch also empfangen:

Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verkört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?

Setzt aber fragt er den „Brutus“ Herwegh:
Brutus, wo ist dein Cassius?

Er denkt nicht mehr an's Morden!
Es heißt, er sei am Redarfluß
Tyrannenborleser geworden.

Und Dingelstedt? Er schrieb wohl an einen Freund: „Der Titel ist mir unlieb“, seine wahre Meinung aber dürfte die aus seiner Novelle „Ein reicher Poet“ sein: „Herr Hofrat! Ihm war es, als riefen ihm hundert Personen den föhlichen Titel unaufhörlich zu; er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen vor Freude.“ Damit dürfte wir seine wirkliche Ansicht darüber gefunden haben, antwortete er doch auch Heine:

Des Nachtwächters lange Fortschrittsbeine,
Sie sind des Wanderns satt und matt;
Es gelüftet sie, lieber Heinrich Heine,
Demalern nach einer Ruhestatt.

Es verlangt ihm also wieder nach einem faulen Leben. Aber Heine mühte nicht einen ganzen Sad voll Spott haben, sollte er nicht noch deutlicher werden:

Sie machen jetzt ein großes Geschrei
Von wegen Deiner Verhofräterei,
Vom Seinestrand bis an die Elbe
Sör ich seit Monden immer daselbe:

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — o, sprich
Meistest Du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Neugelst Du wirklich mit fürstlichen Krebsen?

Aber selbst Freiligrath, der noch „auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei“ stand, schrieb ihm: „Du bist Hofrat geworden? Ich will niemals etwas anderes werden als Freiligrath“. Und auf den Rat eines Freundes, Levin Schüding, Freiligrath möge sich doch nach Württemberg wenden, gibt er zur Antwort: „Die Verse tuns nicht allein, es will auch ein Ding dabei sein, das man Charakter nennt. Unser guter langer Stuttgarter hat es nicht.“

Der Charakter wurde Dingelstedt von mehreren abgeprochen, selbst von Freunden und liberalen Politikern. Auch sein Jugendfreund Friedrich Detter, der wegen „Steuerverweigerung und Erregung von Mißvergnügen“ nach dem tollen Jahr neun Jahre im Exil leben mußte und zurückgekehrt seines Anwaltspatentes verlustig erklärt wurde, hat sich, als er schon längst nationalliberaler Reichstags- und Landtagsabgeordneter war, von Dingelstedt abgewandt. Am 14. Mai 1848, also in der Zeit gewaltiger politischer Umwälzungen, schrieb Dingelstedt an ihn: „Mein Herz ist mehr mit euch, als mit den Bewegungen in nächster Nähe, deren Führer und Zwecke mir

gleich fremd sind." Zwar teilt er mit, daß er sich gern von seiner Heimat als Abgeordneter ins Frankfurter Parlament senden ließe und bietet sich dazu an, aber wir können darin wieder den Drang erkennen, glänzen zu wollen, genannt werden zu wollen.

Später aus der "Matragengruft" heraus hat Heinrich Seine dem einstigen Freunde noch einmal zugerufen:

Wie du suchst beim Namen Gutten!
Er-Nachtwächter wache auf,
Hier die Britische, dort die Kutten,
Und wie ehemals schlage drauf.

Auch andere ermutigten ihn zu einem solchen Schritt. Dingelstedt war als Hoftheaterintendant in München mit den Schwarzen in Streit gekommen, so daß sogar seine Frau sagte: "Wirf ihnen den Bettel vor die Füße!" Sie erbot sich sogar, wieder zum Theater gehen zu wollen. Und obwohl Dingelstedt selbst sagt, er hätte sich frei gemacht und er würde viel lieber Theaterstücke und Romane schreiben, "statt alleruntertänigst-treuehormamter Redenschaftsberichte", konnte er den Schritt in die Freiheit doch nicht tun. Die Welt des Scheines und des Glanzes hielt ihn zu sehr umfassen, er liebte das glänzende Hofleben und konnte nicht los, sein besseres Selbst in ihm erlag, wurde davon erdrückt. Er hatte sich in der kurzen Zeit seiner politischen Richtungen einen Namen gemacht und als politischer Dichter kennen ihn selbst die bürgerlichen Geschichtsschreiber nur. Wäre er auf diesem einmal betretenen Pfade weitergeschritten, dann hätte er sich viel mehr als nur eine löschpapierne Unsterblichkeit gesichert und sein Name würde in Ehren neben denen eines Serwegh, eines Prutz und eines Hoffmann von Fallersleben stehen. Aber ihn verlangte ja nicht nach mehr und er hat erreicht, was er wollte. Mit dem erblichen Adel belastet ist er als Freiherr gestorben und als solcher wird er heute in der bürgerlichen Welt gefeiert werden. Darum sei hier ein anderes Bild von ihm entworfen.

A. R.

Eine Geschichte der Geschlechtsmoral.*)

Die besondere Methode der materialistischen Geschichtsforschung, alle gesellschaftlichen Erscheinungen auf eine einzige Wurzel zurückzuführen, und zwar die ihrer ökonomischen Bedingtheit, ist von der bürgerlichen Wissenschaft oft genug verpöndelt und als unsinnig bezeichnet worden. Freilich: in den letzten Jahren sind die abspredhenden Stimmen aus dem Lager ihrer Gegner denn doch ganz sachte verstummt. Seit Marx und Engels vor nunmehr zwei Menschenaltern die Grundsätze des historischen Materialismus geformt, sind mit seiner Hilfe wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen, geschichtliche Zusammenhänge aufgezeigt worden, welche der bürgerlichen Ideologie zu entdecken nie gelungen wäre. Zuerst auf dem Gebiete der Nationalökonomie: Marx war der erste, welcher mit der neuen Methode die Bewegungsgeetze des modernen Kapitalismus aufdeckte, um die der Streit der Gelehrten lange getobt hatte. Ueber die jogen, Weltgeschichte, die man sich noch bis vor ungefähr einem Jahrhundert allen Ernstes nur als von Fürsten und anderen großen Herren gemacht dachte, die man als eine grandiose Kette zufälliger Begebenheiten ansah, die lediglich zu konstatieren, aber aus deren keinerlei Schlussfolgerungen zu ziehen waren, über die Weltgeschichte und ihre treibenden Ursachen warf zum erstmal die historisch-materialistische Geschichtsforschung das Licht der Erklärung. Zwar hatten schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts die französischen Ökonomen St. Simon und Charles Fourier dunkel geahnt, daß wirtschaftliche Klassengegenfälle der treibende Motor in der Geschichte gewesen seien — aber erst die materialistische Geschichtsforschung konnte klipp und klar beweisen, daß die Weltgeschichte tatsächlich nichts anderes darstelle als eine Geschichte der wirtschaftlichen Kämpfe und Entwicklung der Menschheit.

*) Eduard Fuchs: „Ausführliche Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart". — Verlag Albert Langen München.

Aber auch auf dem Gebiete der eigentlichen Kulturgeschichte feierte der historische Materialismus seine Triumphe. Erst mit seiner Hilfe gelang es, die besondere Entwicklung der Kunst, Literatur und Philosophie zu den verschiedensten Zeiten zu erklären: sie bewies ihre Abhängigkeit ihrer besonderen Gestaltung und Tendenzen von der ökonomischen Struktur der Zeit, in der ihre Träger wirkten.

Das Gezeke von der ökonomischen Bedingtheit aller gesellschaftlichen Erscheinungen hat nun abermals eine neue und zwar überaus glänzende Bestätigung erfahren: Eduard Fuchs gab sie mit seiner „Ausführlichen Sittengeschichte", deren letzter Band vor einiger Zeit erschien. Die Darstellung der Entwicklung der geschlechtlichen Moral vom Mittelalter bis zur Gegenwart ist das Thema des Werkes. In zahlreichen Einzeluntersuchungen werden darin die Wandlungen der sittlichen Anschauungen, soweit sie das Geschlechtsleben des Menschen betreffen, die Betätigungs- und Entäußerungsformen der geschlechtlichen Liebe, ihre Entstehung und Bedeutung untersucht. Fuchs begnügt sich aber nicht mit der bloßen Aufzählung der Tatsachen auf dem Gebiete der Geschlechtsmoral. Natürlich hätte ein solches Unterfangen auch überhaupt keinen wissenschaftlichen Wert, da ja Hauptaufgabe der Geschichtsforschung ist, die Bewegungsgeetze alles Geschehens aufzuspüren, um daraus erkennen zu können, wie die Menschheit ihre zukünftige Geschichte im Dienste ihrer Söhnerentwicklung mit Bewußtsein gestalten kann. So ist ja auch der Sozialismus nichts als angewandte Geschichtswissenschaft, die aus den Bewegungsgeetzen des modernen Kapitalismus die Notwendigkeit des Unterganges der herrschenden Gesellschaftsordnung erkannte und nun an ihre Stelle die sozialistische setzen will, die alle Kräfte der Menschheit in den Dienst der Allgemeinheit stellt, um mit ihr zugleich auch aufs nachhaltigste das Einzelindividuum zu fördern.

Fuchs deckt denn auch vor allem die wirtschaftlichen Untergründe auf, die einzig und allein zu allen Zeiten die jeweils herrschenden Anschauungen der geschlechtlichen Moral bestimmten. Alle Institutionen, Gebräuche und Sitten auf dem Gebiete des Geschlechtslebens sind nicht entstanden aus irgend welcher den Menschen „eingeborenen" sittlichen Idee, wie das die bürgerliche Ideologie behauptet hat, sondern sie verdanken lediglich Gründen wirtschaftlicher Natur ihre Gestaltung. In dem Kapitel „Ursprung und Wesen der Sittlichkeit" schreibt Fuchs: (1. Band, St. 15.)

Die Basis unserer gesamten Kultur mit ihren tausend Ausstrahlungen und ihren tausend Errungenschaften ist die Institution des Privateigentums. Auf dem Privateigentum ist alles aufgebaut, mit ihm ist alles verknüpft, die erhabendste Manifestation des Menschengesistes nicht minder als das Gemeine und Kleinliche des täglichen Lebens. Die Tendenzen des Privateigentums haben daher auch in der Richtung der geschlechtlichen Moral deren Grundform bedingt und geschaffen, und diese Grundform ist die Monogamie, die Einzelehe.

Die Einzelehe wurde nicht nur früher, sondern wird auch heute noch gewöhnlich als die Frucht der individuellen Geschlechtsliebe hingestellt. Das ist ein fundamentaler Irrtum, denn sie hatte damit weder in ihrem Prinzip noch in dem Zweck, den sie erfüllen sollte und erfüllte, zu seiner Zeit auch nur das Geringste zu schaffen. . . . Sie entstand, wie Louis S. Morgan in seiner Geschichte der Entwicklung der Familie erschöpfend nachgewiesen hat, aus der Konzentrierung größerer Reichtümer in einer Hand — und zwar der eines Mannes — und aus dem Bedürfnis, diese Reichtümer den Kindern dieses Mannes und keines anderen zu vererben. Legitime Erben sind ihr erster und ihr letzter Zweck und jahrhundertlang auch ihr einziger Zweck gewesen. Die Frau sollte Kinder gebären, die mit zweifelsfreier Sicherheit nur von einem bestimmten Manne gezeugt sein konnten. Die Griechen, bei denen sich die Einzelehe zuerst entwickelte, haben das auch unumwunden als ihren ausschließlichen Zweck bekannt. „Es folgt aus diesem Ursprung der Einzelehe auch ganz logisch die einseitige Unterdrückung und Rechtslosigkeit der Frau in

der Ehe, ihre Unterordnung unter die Herrschaft des Mannes. Nur die Frau mußte unbedingt monogam bleiben, während der Mann sich ungestraft auch außerhalb der Ehe segeln lassen konnte. Denn: (Wd. 1, St. 17.) „Die Entstehung des Privateigentums forderte also darum nur die Monogamie der Frauen, weil damit ja der Zweck, legitime Erben zu bekommen, erfüllt war. Der offenen oder verdeckten Polygamie der Männer dagegen stand nichts im Wege. Und da der Mann in der Ehe die herrschende Klasse darstellt, die Frau die unterdrückte und ausgebeutete, so ist auch der Mann stets der einzige Gesetzgeber gewesen, der die Gezeke ausschließlich nach seinen Interessen formuliert hat. So hat er zwar fast immer streng die Keuschheit der Frau gefordert und die Untreue der Frau ebensooft zum größten Verbrechen gestempelt, es aber immer gleichzeitig selbstverständlich gefunden, daß seinen eigenen Begierden nur ganz primitive Schranken errichtet wurden. Alles das ist, wie gesagt, nichts mehr und nichts weniger als die innere Notwendigkeit der Sache und darum eben „die natürliche Ordnung der Dinge" — wie es im Jargon der bürgerlichen Ideologen heißt!

Eine Unmenge von geschichtlichen Belegen erhärtet die Tatsache des Vorhandenseins inniger Zusammenhänge zwischen dem jeweiligen Zustande der geschlechtlichen Moral und der jeweiligen wirtschaftlichen Basis des gesellschaftlichen Seins. Einige der wichtigsten mögen hier kurz angeführt werden. So waren bekanntlich im Mittelalter die Badestuben Hauptstätten des außerehelichen Geschlechtsverkehrs. Männlein und Weiblein badeten zusammen in paradiesischer Nacktheit, abgelegene Kammern boten Gelegenheit zu verlockten Abenteuern — kein Wunder daher, daß das Badestubenleben in der allgemeinen Beliebtheit stand. Das änderte sich wie mit Zauber Schlag zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Badestuben wurden fast überall von den Behörden geschlossen — aber nicht etwa deshalb, weil — wie das behauptet wird — die Reformator strengere Moralananschauungen unter die Leute geföhrt hätte! Nichts ist unsinniger als diese Ansicht! Die Badestuben mußten vielmehr ihre Pforten schließen, weil sie plötzlich sehr — ungeeignet und zu einer Gefahr für das ganze Volk geworden waren — durch das Eindringen der Syphilis in Europa! In den Badestuben verkehrten natürlich auch Leute, die bereits mit der Franzosenkrankheit behaftet waren — und so blieb es nicht aus, daß die Wäber sehr bald Brutstätten der Seuche wurden. Das war der eine Hauptgrund zu ihrer Schließung. Den anderen, ebenso wichtigen, zeigen wir in anderem Zusammenhang.

Zum Teil noch bis heute werden auf dem Lande die jogen, „Komm- und Probenächte" abgehalten, in denen die Bauerburken in den Stuben ihrer Geliebten von deren körperlichen Vorzügen sich überzeugen, ehe sie betreten. Die Teilnehmer wollen wissen, „Ob er (oder sie) gerecht zur Liebe ist", das heißt, ob Kinder zu erwarten sind; das zu proben wird als sittlich berechtigt von der bürgerlichen Moralananschauung sanktioniert. „Ferner ist in den bäuerlichen Weiskümmern des Mittelalters ausdrücklich das Recht des Mannes festgelegt, seine Frau jedem Beliebigen ins Bett legen zu dürfen, wenn sie unter seinen eigenen Umarmungen unfruchtbar bleibt. — Weshalb das, weshalb die Institution der Probenächte? Weil der Bauer aus ökonomischen Gründen unbedingt Kinder haben mußte, weil sie für ihn das wertvollste ökonomische Gut waren, weil sie allein ihm die billigen Arbeitskräfte abgaben, die er zur Bestellung seiner Wirtschaft unbedingt bedurfte und ohne die er nicht existieren konnte. Ob die Kinder nun von ihm selbst gezeugt waren, oder ob ein anderer das Amt des „Geheifers" übernommen hatte, war von völlig untergeordneter Bedeutung! Daß zumal bei unfruchtbaren Frauen gegen die wichtigsten Tendenzen der Monogamie verstoßen wurde, dafür gab Fritz Hofmann einen Beweis. Er berichtete in seinem Werke über seine Nordpolfahrt von den Eskimos, daß sie sehr häufig die Hilfe anderer in Anspruch nehmen, wenn ihre Frauen unter den Umarmungen der legitimen Gatten unfruchtbar bleiben. Hofmann meint dazu: „Der Grund liegt wohl darin, daß, während die Erhaltung des Erbes, Geschlechtes und Stammbaumes bei den Germanen stets eine arroke Rolle

gespielt hat, alles dies für den Eskimo bedeutungslos ist, da er wenig oder nichts zu vererben hat und es für ihn hauptsächlich darauf ankommt, Kinder zu haben. . . ."

Wenn die ökonomischen Interessen es erforderten, ist immer „sittlich" geworden, was einstmals „unsittlich" war und unter schwerer Pön stand. Sogar die Bigamie ist gesetzlich erlaubt gewesen — und zwar zu der Zeit, als Deutschland an der durch den Dreißigjährigen Krieg hervorgerufenen Entvölkerung litt! Jedem Manne war es damals erlaubt, zwei Frauen gleichzeitig zu heiraten — zu dem ausgesprochenen Zwecke, möglichst viele Kinder zu zeugen, um die Bevölkerung des Landes zu heben und Handel und Wandel, Handwerk und Landwirtschaft neue Arbeitskräfte zuföhren zu können.

Daß „alles sittliche Gebahren in Theorie und Praxis bestimmten gesellschaftlichen Bedürfnissen entspricht", geht schon aus den bis jetzt gegebenen Beispielen hervor. Fuchs begründet diesen Postulat durch die Sittengeschichte aber noch eingehender, indem er die Moralananschauungen der verschiedenen sozialen Klassen, die sich zur selben Zeit oft diametral gegenüberstanden, als Folgen der wirtschaftlichen Sonderbedürfnisse dieser Klassen nachweist. Zu diesem Zwecke führt er die Sittenananschauungen der Klassen der Handwerker und der reichen Kaufleute des 16. Jahrhunderts auf ihre Wurzel zurück. Der Handwerkerfrau schrieb in dieser Zeit die Sittengezeke ihres Standes strengste Ehrbarkeit und Bichtigkeit, peinlichste Treue gegen ihren Mann und rastlose Betätigung in ihrem Haushalte vor! Weshalb? Nur indem sie von früh bis spät ihre Wirtschaft überwachte, in peinlichster Ordnung hielt, indem sie die größtmögliche Sparsamkeit auch im Kleinsten übte, war die Existenzmöglichkeit der handwerkerlichen Familie gesichert. Eine liebliche Frau hätte unbedingt ihren Ruin herbeiföhren müssen. Deshalb muß die Handwerkerfrau jede Gelegenheit, die sie zur Vernachlässigung ihrer Pflichten bringen konnte, wie die Pest meiden. Deshalb wird ihr das eingezogene Leben vorgeschrieben, deshalb hat sie ihre weibliche Eitelkeit, die nach Putz und Schmuck verlangt, zu überwinden. So erwächst in ihr der Typ der züchtigen Hausfrau, die „in Zucht und Ehren" ihr Leben verbringt, und so lautet daher auch das für sie gültige Sittengezeke. Diefem Gezeke muß sie gehorchen bei Strafe des Unterganges. Es ist daher „das für sie gültige Sittengezeke, daß sie entweder zur züchtigen Hausfrau oder zur schlechten Hausfrau stempelt, eben nichts anderes als der ideologische Ausdruck der wirtschaftlichen Basis, auf der sich die Existenz und Blüte des Handwerks aufbaut. Ganz dasselbe gilt natürlich in entsprechender Weise auch vom Manne dieser Klasse." (Wd. 1, St. 54.)

Der reichen Kaufmannsrau oblagen andere Pflichten. Der Reichtum ihres Mannes entthob sie von der Tätigkeit im Haushalte. Sie hatte keine andere Aufgabe mehr, als die, ihrem Manne zu gefallen, ihm das Leben zu verschönern. Sie wurde zum „Luxusierchen" des Mannes, statt ihm, wie beim Handwerker, treusorgende Gefährtin zu sein. Natürlich formten sich auch die für sie und ihren Stand geltenden Moralananschauungen entsprechend. Sie muß den Reichtum ihres Mannes sinnfällig präsentieren — und auch, das gehört dazu, daß sie nur Wertzeug seiner Liste ist. Ein Besitz erfreut natürlich umso mehr, je mehr er geneidet wird — also muß sich die reiche Frau auch anderen Männern als nur ihrem Gatten begehrenswert machen. Sie darf und muß daher durch ihr Gebahren durch provozierende Kleidung, die Rückschlüsse auf ihre körperlichen Reize erlaubt, jedem zeigen, wie begehrenswert sie ist, wie gut die Natur sie zum Liebeswerke ausgestattet hat. „Und während sie das tut, wahrst sie den Anstand den von ihrer Klasse geforderten spezifischen Anstand. Durch ihre Sprache, durch die Gewähltheit ihres Ausdrucks steigert sie dies alles. Das Leben soll ein einziger Festtag sein, ist die aus dem Besitz dem Ueberfluß von selbst sich stets gebärende Logik und Forderung. Die äußere Erscheinung der Frau ist daher vom frühen Morgen bis zum späten Abend nie anders als festlich. Nichts an ihr erinnert an den Alltag; und alles, was daran erinnern könnte, ist aus ihrer Nähe verbannt. Um dies zu